

SONDERDRUCK

Was heißt linguistische Aufklärung?

Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen
und Benutzerfürsorge

Herausgegeben von
Helmuth Feilke, Clemens Knobloch
und Paul-Ludwig Völzing



SYNCHRON
Wissenschaftsverlag der Autoren
Synchron Publishers
Heidelberg 2007

WISSENSCHAFTS KOMMUNIKATION

Herausgegeben von

Konrad Ehlich
Christian Fandrych
Clemens Knobloch
Angelika Redder

Band 1

© 2007 Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren
Synchron Publishers GmbH, Heidelberg
www.synchron-publishers.com
ISBN 978-3-939381-08-2

Inhalt

Vorwort	7
HELMUTH FEILKE / CLEMENS KNOBLOCH / PAUL-LUDWIG VÖLZING	
Was ist »linguistische Aufklärung«?	
Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge	9
KONRAD EHLICH (München)	
Rhetorik und Dialektik der Aufklärung.	
Erfahrungswiederholung und Wiederholungserfahrung	21
VILMOS ÁGEL (Kassel)	
Was ist »grammatische Aufklärung« in einer Schriftkultur?	
Die Parameter »Aggregation« und »Integration«	39
ELSAYED MADBOULY SELMY (Riad)	
Finitverblose zweigliedrige Strukturen im Deutschen.	
Eine Betrachtung auf der Folie der verblosen Nominalsätze im Arabischen ...	59
JAKOB OSSNER (Weingarten)	
Aufklärung durch Analyse.	
Zur Vielschichtigkeit orthographischer Regeln	87
WERNER SCHOLZE-STUBENRECHT (Mannheim)	
Benutzer- und Experteninteresse am Rechtschreibduden	105
HERBERT ERNST WIEGAND (Heidelberg)	
Von den Grenzen linguistischer Aufklärung mit dem und über das Wörterbuch. Ein Plädoyer für Metalexikographie	119
HANS RAMGE (Gießen)	
Rede-Windungen.	
Zur Aufklärungsleistung von Phraseologismen im Zeitungskommentar	129
GERD ANTOS (Halle)	
Angewandte Aufklärung und die Linguistik.	
Ein programmatischer Versuch	153
Die Beiträge	173
Summary	175

VILMOS ÁGEL (Kassel)

Was ist »grammatische Aufklärung« in einer Schriftkultur? Die Parameter ›Aggregation‹ und ›Integration‹

1. Thesen

Ich bilde mir nicht ein, dass ich irgendjemand über irgendetwas aufklären könnte – und schon gar nicht Gerhard Augst und Burkhard Schaefer.

Auch bilde ich mir nicht ein, dass ich etwas Neues zum Thema ›Schriftkultur‹ bieten könnte.

Was ich mir dagegen einbilde (vielleicht ist das aber wirklich nur eine Einbildung), ist, dass es mir möglich ist, einige Thesen zu formulieren – Thesen, die gewissermaßen in der Luft liegen, deren grammatische Konsequenzen und Implikationen aber noch kaum ausgelotet sind. Entweder deshalb nicht, weil die Thesen abseits des Mainstreams liegen, oder deshalb nicht, weil es sich auch nicht lohnt, deren grammatische Konsequenzen und Implikationen auszuloten. Auch diese Möglichkeit, dass man sich nämlich in den eigenen fixen Ideen verhakt hat und dabei gar nicht mehr merkt, wie sinnlos das eigene Treiben ist, muss ernsthaft bedacht werden.

Vorweg möchte ich aber klären, wie ich den Begriff der Schriftkultur verstehe. Ich mache es kurz, der Preis dafür ist allerdings eine paradoxe und provokative Formulierung:

Schriftkultur ist eine besondere Form der Sprachkultur. Die Besonderheit dieser Besonderheit besteht darin, dass diejenigen, die an einer Schriftkultur partizipieren, nicht merken, dass sie an einer besonderen Form der Sprachkultur partizipieren. Sie sind fest überzeugt davon, dass sie am historischen und kognitiven Normalfall der Sprachkultur teilhaben.¹

Dabei schließe ich mich Jan Assmann an, nach dem man sich fragen könne,

ob wirklich die bloße Verbreitung des Schreibenkönnens in einer Gesellschaft das einzige oder auch nur das entscheidende Kriterium für das ist, was man als *Schriftkultur* gelten lassen möchte, und ob nicht die Auswirkungen der Literalität auf das Weltbild und Wirklichkeitsverständnis einer Gesellschaft mindestens ebenso bedeutend sein können, von der zwar nur ein kleiner Teil die Kunst des Schreibens beherrscht, die aber dafür dieser Kunst einen sehr hohen Rang und zentralen Platz zuerkennt. (Assmann 2002, 266)

1 Ausgenommen sind natürlich alle Leser (= Leserinnen und Leser) des vorliegenden Beitrages.

Ich möchte nun aus dieser allgemeinen Provokation eine besondere ableiten. Diese stellt gleich die erste meiner insgesamt fünf Thesen dar:

These 1

Die Beschäftigung mit Grammatik in einer Schriftkultur ist eine besondere Form der Beschäftigung mit Sprachstruktur. Die Besonderheit dieser Besonderheit besteht darin, dass diejenigen, die sich mit Grammatik in einer Schriftkultur beschäftigen, nicht merken, nicht merken wollen oder nicht zugeben wollen, dass sie merken, dass sie an einer besonderen Form der Beschäftigung mit Sprachstruktur partizipieren. Sie sind oder zeigen sich fest überzeugt davon, dass sie an dem historischen und kognitiven Normalfall der Beschäftigung mit Sprachstruktur teilhaben.²

Die Provokation lässt sich nun noch weiter steigern, wenn man davon ausgeht, dass die mit These 1 angesprochenen Grammatiker die von ihnen theoretisch vertretene und methodisch umgesetzte Form der Beschäftigung mit Sprachstruktur deshalb vertreten und praktizieren, weil sie sie für gegenstandsangemessen halten. Mit anderen Worten, die wie auch immer definierte ›Natur‹ der Theorie legitimiert sich durch die wie auch immer identifizierte ›Natur‹ der Phänomene. Damit sind wir bei These Nr. 2 angekommen:

These 2

Grammatik in einer Schriftkultur ist eine besondere Form von Sprachstruktur. Die Besonderheit dieser Besonderheit besteht darin, dass diejenigen, die sich mit Grammatik in einer Schriftkultur beschäftigen, nicht merken, nicht merken wollen oder nicht zugeben wollen, dass sie merken, dass sie sich mit einer besonderen Form von Sprachstruktur beschäftigen. Sie sind oder zeigen sich fest überzeugt davon, dass sie sich mit dem historischen und kognitiven Normalfall von Sprachstruktur beschäftigen.³

These 3

Eine Schriftkultur kann kognitive Dispositionen hervorbringen, die zu einer Umparametrisierung der Grammatik und der Beschäftigung mit Grammatik führen.

These 4

Grammatikwandel – inkl. Grammatikalisierung – findet in einer Schriftkultur in einem kognitiv umparametrisierten strukturellen Rahmen statt.

These 5

›Grammatische Aufklärung‹ in einer Schriftkultur bedeutet u. a., die Thesen 1–4 bzw. deren Konsequenzen und Implikationen auf verschiedenen Öffentlichkeits-ebenen zu explizieren.⁴

2 Ausgenommen sind auch hier die Leser des vorliegenden Beitrages.

3 Ausgenommen sind wiederum die Leser des vorliegenden Beitrages.

4 Die Thesen dürften sich auch auf den Wortschatz und auf die Beschäftigung mit dem Wortschatz applizieren lassen.

Meine Aufgabe besteht nun darin, die Thesen 1–4 bzw. deren Konsequenzen und Implikationen wenigstens andeutungsweise zu explizieren.
 Fangen wir mit der Illustration durch einige Beispieltypen an:

2. Illustration

Beispieltyp 1: Komparativsatz

Realisierung des folgenden semantischen Schemas:⁵

JETZT M₁ – FRÜHER M₂, WOBEI M₁ GRÖßER ALS M₂ (M = Menge)

1. Gegenwartssprache:

- (1) Sie hat dieses Jahr mehr Bücher gelesen, als sie letztes Jahr kaufen konnte.
- (1') *Sie hat dieses Jahr mehr Bücher gelesen, als sie letztes Jahr nicht kaufen konnte.

MATRIXSATZ	:	ABHÄNGIGER SATZ
Sie hat dieses Jahr mehr Bücher gelesen		als sie letztes Jahr kaufen konnte.
MATRIXPROPOSITION	:	ABHÄNGIGE PROPOSITION
JETZT MEHR ALS M		FRÜHER WENIGER ALS M

2. Frnhd. und frühes Nhd.:

- (2) darinnen fände ich / [...] / mehr Thorheiten / als mir bißhero noch nie vor Augen kommen (Simplicissimus 77 – Beleg nach Ebert 1993, 429)

MATRIXSATZ	:	ABHÄNGIGER SATZ
darinnen fände ich mehr Thorheiten		als mir bißhero noch nie vor Augen kommen
INHALT 1	:	INHALT 2
JETZT MEHR AN M		FRÜHER WENIGER AN M

In der heutigen Standardsprache kann im Vergleichssatz nach dem Komparativ kein Negationswort vorkommen (s. (1')). Dagegen zeugt der Simplicissimus-Beleg davon, dass dies im Frnhd. noch anders war.

Robert Peter Ebert beschreibt diesen Fall unter der Kapitelüberschrift »Scheinbare Vertauschung positiver und negativer Ausdrucksweise« als »eine für das heutige Sprachgefühl pleonastische Negation« (ebd., 428).

Ebert will damit wohl zum Ausdruck bringen, dass Negation statt Affirmation im frnhd. Komparativsatz ganz normal war.

5 Semantische Charakterisierungen sind in Kapitälchen geschrieben.

Wenn dem so ist, dann repräsentiert der frnhd. Komparativsatz einen ganz anderen Typ von grammatischer Struktur als der nhd. Im Nhd. entspricht der syntaktischen Subordination eine semantische. Die Proposition des abhängigen Satzes ist semantisch genauso wenig selbstständig, wie der abhängige Satz syntaktisch selbstständig ist.

Ganz anders im Frnhd. Die im Nhd. nicht zulässige Struktur stellt hier den (oder zumindest einen) Normalfall dar. Hier entspricht der syntaktischen Subordination keine semantische. Der Inhalt des abhängigen Satzes ist selbstständig.⁶ Im Grunde geht es darum, dass der syntaktisch eröffnete Nebensatzrahmen (Subjunktor+Verbletz) als eine Art Behälter für einen holistischen Nebensatzinhalt genutzt wird. Der Hauptsatzinhalt strukturiert den Nebensatzinhalt nicht, er kann ihn keiner Selektion unterwerfen.

Bevor wir die Frage stellen, ob hier wirklich ein genuines Negationsproblem vorliegt, soll noch ein weiterer Typ, der nach Ebert ebenfalls »eine für das heutige Sprachgefühl pleonastische Negation« darstellt, vorgestellt werden:

Beispieltyp 2: Direktivhandlung mit negativem Matrixverb

Realisierung der folgenden Sprachhandlung:

NICHT ERLAUBT (P)

1. Gegenwartssprache:

(3) Es ist verboten, Waffen zu tragen.

MATRIXSATZ	:	INFINITIVKONSTRUKTION
Es ist verboten		Waffen zu tragen
SPRACHHANDLUNG	:	PROPOSITION
NICHT ERLAUBT		MAN TRÄGT X

2. Frnhd. und frühes Nhd.:

(4) Dan es ist verbodten, kein geladten Rohr in dißem Walt zu tragen
(Güntzer (1657/2002), 41r)

MATRIXSATZ	:	INFINITIVKONSTRUKTION
Dan es ist verbodten		kein geladten Rohr in dißem Walt zu tragen
INHALT 1 ⁷	:	INHALT 2
NICHT ERLAUBT		MAN TRÄGT KEIN X

6 Der Begriff der Proposition wird hier bewusst vermieden (s. Kapitel 4 unten).

7 Der Begriff der Sprachhandlung wird bewusst vermieden.

Der zweite Beispieltyp ist analog zum ersten: Der syntaktischen Subordination entspricht in der Gegenwartssprache eine semantische, im frühen Nhd. dagegen keine.

Ist nun der zweifach belegte strukturelle Unterschied zwischen gestern und heute wirklich so zu beschreiben wie von Ebert getan? Geht es in diesen Fällen wirklich um den Abbau pleonastischer Negation?

Machen wir zuerst zwei Kontrachecks, in dem wir einerseits die Konverse des semantischen Schemas des ersten Beispieltyps, andererseits die Negation der Sprachhandlung des zweiten Beispieltyps betrachten:

JETZT M_1 – FRÜHER M_2 , WOBEI M_1 KLEINER ALS M_2

(5) Sie hat dieses Jahr weniger Bücher gelesen, als sie letztes Jahr kaufen konnte.
JETZT WENIGER ALS M – FRÜHER MEHR ALS M

(6) darinnen fande ich weniger Thorheiten als mir bißhero vor Augen kommen
JETZT WENIGER AN M – FRÜHER MEHR AN M

ERLAUBT (P)

(7) Es ist nicht verboten, Waffen zu tragen.
ERLAUBT – MAN TRÄGT X

(8) Dan es ist nicht verbodten, ein geladten Rohr in dißem Walt zu tragen
ERLAUBT – MAN TRÄGT X

Im nhd. Komparativsatz ändert sich nichts. Der Vergleich von (1) mit (5) erlaubt die Folgerung, dass die nhd. Komparation präsupponierend ist.

Im Frnhd. dagegen, wo die beiden Inhalte unabhängig sind, ist eine sinnvolle Konverse nur herzustellen, wenn sie semantisch eigens indiziert wird: entweder durch *mebr*+Negation (ursprüngliches semantisches Schema) oder durch *weniger*+Affirmation (Konverse). Der Vergleich von (2) mit (6) legt den Schluss nahe, dass die frnhd. Komparation assertierend war.

Die Verhältnisse bei der affirmativen und negativen Realisierung einer Direktivhandlung mit negativem Matrixverb sind analog. Der Vergleich von (3) mit (7) zeigt, dass die Negierung der ursprünglichen Direktivhandlung keinerlei Konsequenzen in der Infinitivkonstruktion hat. Die Proposition ist präsupponiert.

Wie der Vergleich von (4) mit (8) nahe legt, ist dagegen im frühen Nhd. die Sprechereinstellung sowohl im Matrixsatz als auch in der Infinitivkonstruktion eigens zu indizieren.⁸ Beide Inhalte sind assertiert.

Bevor wir mögliche Konsequenzen erörtern, schauen wir uns noch zwei weitere Beispieltypen an, die auf den ersten Blick weder miteinander noch mit den soeben behandelten Negationsfällen etwas zu tun haben:

8 (8) ist natürlich nicht belegt. Ich denke jedoch, dass die Rekonstruktion zeitangemessen ist.

Beispieltyp 3: Adjektivvalenz

- (9) Würden Sie so freundlich sein, mir zu helfen? (*Duden - Deutsches Universalwörterbuch* 2003)
- (10) Würdest du so lieb sein und das für mich abgeben? (Sommerfeldt/Schreiber 1983, 321)

Die Infinitivkonstruktion in (9) stellt einen klassischen Fall für Adjektivvalenz dar: Das Adjektiv *freundlich* regiert den *zu*-Infinitiv und bestimmt die semantische Rolle der Infinitivkonstruktion. Der syntaktischen Subordination entspricht - analog zu (1), (3), (5) und (7) - eine semantische.

Fall (10) dagegen ist in den Valenztheorien nicht vorgesehen. Hier entspricht nämlich der semantischen Subordination keine syntaktische: Der *und*-Anschluss geht zwar die gleiche semantische Beziehung zu dem Adjektiv *lieb* ein wie die Infinitivkonstruktion in (9) zu dem Adjektiv *freundlich*, doch ist der *und*-Anschluss unregiert. Fall (10) ist somit spiegelbildlich analog zu (2), (4), (6) und (8), bei denen der syntaktischen Subordination keine semantische entspricht.

Vergleichbar liegen die Verhältnisse beim Typ 4, der zwar in der grammatischen Literatur bekannt ist, der aber zu den Typen 1-3 nicht in Beziehung gesetzt wird.

Beispieltyp 4: formale Markierung der Kausalrelation

- (11) Da der Messerstich danebenging, blieb er am Leben.
- (12) Aber Gott behiedet mich fñhr einem solchen Dodt, der Stich ging mirh neben dem Kragen hinauß. (Güntzer 1657/2002, 43r)

Auch hier - Beispiel (12) - geht es darum, dass der semantischen Subordination eine syntaktische Koordination entspricht. Fall (12) ist also analog zu Fall (10) und spiegelbildlich analog zu (2), (4), (6) und (8).

3. Die Parameter ›Aggregation‹ und ›Integration‹

Ich bin der Auffassung, dass die vier Beispieltypen (und andere mehr) nicht intern, sondern diagonal zu interpretieren sind. Mit anderen Worten, es geht primär nicht darum, etwa den frñhd. dem gegenwartsdeutschen Komparativsatz gegenüberzustellen, sondern vielmehr darum, ein übergreifendes Prinzip zu finden, das uns in die Lage versetzt,

1. alle Beispiele mit ungerader Nummerierung einheitlich, als Instanzen desselben Parameters, zu deuten;
2. alle Beispiele mit gerader Nummerierung einheitlich, als Instanzen desselben Parameters, zu deuten;
3. die beiden Parameter grammatikalisierungstheoretisch zu verorten und schließlich (und vor allem)
4. diese grammatikalisierungstheoretische Statusbestimmung zu interpretieren.

Ad 1: Allen Beispielen mit ungerader Nummerierung ist die *Statushomologie zwischen Syntax und Semantik* gemeinsam: Syntaktischer Superordination entspricht semantische Superordination, syntaktischer Subordination semantische Subordination. Mit anderen Worten, die subordinierten Diskursteile sind syntaktisch wie semantisch in die superordinierten integriert, d.h. ihre syntaktische und semantische Organisation erfolgt von den superordinierten Diskursteilen aus. Mit Hilfe eines kunsthistorischen Importbegriffs lässt sich die Organisationsweise, die die genannten Beispieltypen verbindet, *zentralperspektivisch* bezeichnen. Ich möchte den Parameter, der für die zentralperspektivische Organisationsweise der Grammatik verantwortlich ist, den *Integrationsparameter* nennen.

Ad 2: Allen Beispielen mit gerader Nummerierung ist die *Statusheterologie zwischen Syntax und Semantik* gemeinsam: Entweder entspricht der syntaktischen Subordination keine semantische (Beispiele (2), (4), (6) und (8)) oder der semantischen keine syntaktische (Beispiel (10)). Mit anderen Worten, die Syntax und die Semantik sind hier von verschiedenen Perspektiven aus organisiert. Mit Hilfe ebenfalls eines kunsthistorischen Begriffs lässt sich die Organisationsweise, die die genannten Beispieltypen verbindet, *aspektivisch* bezeichnen. Ich möchte den Parameter, der für die aspektivische Organisationsweise der Grammatik verantwortlich ist, den *Aggregationsparameter* nennen.

Die Einführung der beiden Parameter erfolgt in enger Anlehnung an verschiedene Arbeiten von Wilhelm Köller zur Perspektivität im Allgemeinen und in der Grammatik im Besonderen (zuletzt Köller 2004). Köller (1993, 21) stellt in Anlehnung an den Kunsthistoriker Erwin Panofsky den aspektivischen »Aggregatraum«, in dem die Elemente des Raumes eher »eigenständige Monaden« (Köller 1993, 21) darstellen, dem zentralperspektivischen »Systemraum« (Köller 1993, 24), in dem sie von einem Punkt aus organisiert sind, gegenüber.

Mit dem Begriffspaar »Aggregatraum/Systemraum« fasst Köller Unterschiede, die in der linguistischen Theoriebildung vereinzelt auch mit dem Begriffspaar »Aggregativität/Integrativität« erfasst wurden (Koch/Oesterreicher 1990, 11 und 96; Raible 1992; Ágel 2003). Grammatiktheoretisch verwandt mit diesem ist auch das Begriffspaar »Kontextgrammatik/Symbolgrammatik«, das Peter Eisenberg (1995) in Anlehnung an Eckart Scheerers bahnbrechende kognitionspsychologische Überlegungen (Scheerer 1993) eingeführt und in einer neueren Arbeit (Eisenberg 2006.) weiter expliziert hat.⁹ Darauf komme ich noch zu sprechen.

Bevor es nun mit der Erörterung der Parameter »Aggregation« und »Integration« weitergehen soll, möchte ich kurz ein mögliches Missverständnis ausräumen. Bei allen Differenzen im Detail zu den eben genannten Arbeiten besteht Konsens über den prinzipiell skalaren Charakter des Prinzips »Aggregativität/Integrativität«. Dies bedeutet aber nicht, dass es im Falle jedes ein-

⁹ Nicht verwandt mit »Aggregativität« ist dagegen Paul J. Hoppers Begriff der »aggregations«, die er als emergente Regularitäten, die Sedimente der Frequenz seien, bestimmt (Hopper 1998, 161).

zelen Beispieltyps Zwischenstufen zwischen Aggregativität und Integrativität gibt, geben kann oder geben muss.

Ad 3: Um die beiden Parameter grammatikalisierungstheoretisch zu verorten, möchte ich mit Nikolaus P. Himmelmann (1997) davon ausgehen, dass von Grammatikalisierung nur bei einer Korrelation von Sprachwandel auf Elementebene (Grammem) mit Sprachwandel auf Konstruktionsebene (Ausdrucksmuster) zu sprechen sei (Himmelmann 1997, 33). Dabei sind die beteiligten grammatischen Kategorien emergent (vgl. auch Hopper 1998):

Einzelsprachliche morphosyntaktische Kategorien entstehen und verändern sich im Rahmen von Grammatikalisierungsprozessen ebenso wie grammatische Elemente und Konstruktionen. Genauer gesagt, sie entstehen und verändern sich im Zusammenhang mit der Grammatikalisierung von Elementen und Konstruktionen. (Himmelmann 1997, 113)

Mit Emergenz von grammatischen Kategorien ist also nicht nur die Entstehung, sondern auch die Veränderung, eben die *Umparametrisierung*, von Kategorien gemeint. In diesem Sinne wäre es theoretisch verfehlt, etwa die nominalen Syntagmen egal in welcher Sprache oder Varietät und egal zu welchem historischen Zeitpunkt einheitlich als Phrasen zu betrachten und folglich eine Grammatiktheorie zu pflegen, die nur endozentrische Konstruktionen oder gar nur einköpfige endozentrische Konstruktionen zulässt. Himmelmann (1997, 1) weist darauf hin, dass die nominalen Syntagmen etwa des Lateinischen »locker gefügte Gruppen syntaktisch selbständiger Wörter«, während die etwa des Englischen »hierarchisch strukturierte Phrasen [sind], deren Elemente von unterschiedlicher syntaktischer Selbständigkeit sind« (ebd.)

Ich deute Himmelmanns Grammatikalisierungstheorie als einen Ansatz,

- (a) der von der grundlegenden Gegenüberstellung des Aggregations- mit dem Integrationsparameter ausgeht,
- (b) der »Integrativität« als die element- und konstruktionsbezogene Grammatikalisierung von »Aggregativität« ansieht und
- (c) der die vom Integrationsparameter lizenzierten Elemente, Konstruktionen und Kategorien als emergent betrachtet.

Im Sinne dieses Ansatzes ließen sich alle vier Beispieltypen als Instanzen der Grammatikalisierung der aspektivischen (aggregativen) Organisation von Verbindungen von Inhalten interpretieren. Die Grammatikalisierung besteht dabei in allen vier Fällen in der Umparametrisierung aspektivisch perspektivierender Elemente, Konstruktionen und Kategorien bzw. in der Entstehung zentralperspektivischer Elemente, Konstruktionen und Kategorien. Im Einzelnen:

- Bei den Negationsbeispielen (Beispieltypen Nr. 1-2) geht es primär wohl nicht um Sprachwandel auf Elementebene und schon gar nicht um die Eliminierung pleonastischer Negationswörter, sondern um die Entstehung integrativer Organisationsformen von Assertion und Negation. Dabei ändert sich auch der Status von Negationswörtern und -ausdrücken, die von eher lexikali-

schen Zeichen mit engem Skopus zu grammatischen Operatoren mit weitem Skopus werden. Die Grammatikalisierung führt nicht zu der Eliminierung von etwas Pleonastischem, sondern zu der Integration von früher aggregativ Realisiertem. Die Umparametrisierung auf Konstruktionsebene führt zu einer Neuregelung auf Elementebene. Wichtig ist zu betonen, dass es sich hier primär überhaupt nicht um ein Negationsproblem handelt. Worum es geht, ist vielmehr die Herausbildung eines neuen Typs von grammatischer Organisation, die eben auch Assertion und Negation erfasst hat. Was Ebert als »Sprachgefühl« apostrophiert hat, ist also eine kognitive Disposition, die Einzelprobleme umrahmt.¹⁰

- Was den Fall der Adjektivvalenz (Beispieltyp 3) anbelangt: die semantisch-pragmatische Organisationspotenz der zur Diskussion stehenden Adjektive lässt sich durchaus mit der von Verben vergleichen. Auch hier greift also Heringers berühmte Charakterisierung:

Ein einzelnes Verb ist [...] im Zusammenhang eines Skripts und im Zusammenhang einer Szene zu sehen. Die Zentralität des V[erbs] besteht in dieser organisierenden Kraft. Ein Verb, das ist so, wie wenn man im dunklen Raum das Licht anknipst. Mit einem Schlag ist eine Szene da. (Heringer 1984, 49)

Auch ein Adjektiv ist in der Lage, eine semantisch-pragmatische Organisationspotenz zu entwickeln. Die Organisation des Diskurses bleibt aber solange aspektivisch, solange die sprachlichen Realisierungen der Szenenelemente »locker gefügte Gruppen« (Himmelfmann) bleiben. Der grammatischen Umparametrisierung auf Konstruktionsebene entspricht die Umkategorisierung des Adjektivs: Ein integratives Adjektiv verfügt auch über lexikalische Rektionspotenz.

- Beispieltyp 4 unterscheidet sich von 3 dadurch, dass hier die interessierende Organisationspotenz nicht an Einzelzeichen gebunden ist. Hier geht es nicht um Verben und Adjektive, die Licht in dunkle Räume bringen könnten, sondern eher um bereits gut beleuchtete Räume, die nicht notwendigerweise von allen Beobachtern als Bestandteile derselben Wohnung konzeptualisiert werden. Integration bedeutet hier vor allem die Einführung eines Elements, das die pragmatische Liaison grammatisch sichtbar macht und objektiviert. Dadurch werden aber auch die beteiligten Konstruktionen und Kategorien umparametrisiert.

Ad 4: Dem schwierigsten Punkt, der Interpretation der skizzierten grammatikalisierungstheoretischen Statusbestimmung, soll ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Dabei sollen auch die fünf Thesen wenigstens andeutungsweise expliziert werden.

10 Um Missverständnissen vorzubeugen: Der Prozess der Aufgabe der aggregativen Negation ist nicht als eine Instanz des Übergangs von doppelter zur einfachen Negation aufzufassen. Einfache und doppelte Negation sind Begriffe, die nicht – wie in den obigen Beispielen – auf zwei, sondern nur auf eine (integrative) Proposition bzw. auf eine (aggregative) Prädikatsstruktur zu beziehen sind. Folglich schließen sich doppelte Negation und Integration keinesfalls aus (s. etwa Russisch, Französisch, Ungarisch).

4. Bedingungen, Prinzipien, Parameter

Ein sinnvoller Interpretationsversuch präsупponiert, dass die vorgestellten Beispieltypen in einem ganz bestimmten Sinne nicht unabhängig sind. In welchem Sinne sind sie aber abhängig bzw. nicht unabhängig voneinander?

Sie sind wie Schwester-Konstituenten in einem Strukturbaum. Diese haben zwar eigene Form- und Inhaltsmerkmale und verfügen über unterschiedliche Organisationspotenzen, sind aber trotzdem von den Form- und Inhaltsmerkmalen der Mutter-Konstituente abhängig. Genau in diesem Sinne fasse ich die angeführten Beispieltypen einerseits als besondere Sprachwandelfälle auf, die speziellen historischen – systeminternen wie soziopragmatischen – Bedingungen unterliegen, die aber andererseits auch Instanzen genereller Bedingungen des Sprachwandels sind – eben von Bedingungen, die einen allgemeinen Interpretationsrahmen für alle Beispieltypen abstecken.

Was sind nun die Typen von theoretischen Möglichkeiten für einen allgemeinen Interpretationsrahmen? Ich sehe drei:

- biologisch (genetisch, neurophysiologisch);
- system- und darstellungsfunktional;
- kognitiv-kulturgeschichtlich.

Da es dem Leser ohnehin klar ist, worauf ich hinaus will, versuche ich mich kurz zu fassen.

Ob sich das Genom und die Neurophysiologie des neuzeitlichen Durchschnittsdeutschen verändert haben bzw. ob bestimmte genetische oder neurophysiologische Zustände grammatikintegrierend wirken, weiß ich nicht. Die Frage ist aber linguistisch insofern auch irrelevant, als man ja auch im Falle einer positiven Antwort gleich nach den – wohlgemerkt – historischen Gründen derartiger Veränderungen und Zustände weiterfragen müsste.

Schwieriger ist der Punkt ›System- und Darstellungsfunktionalität‹, da er sowohl in der strukturalistischen Linguistik als auch in der Sprachgeschichtsforschung auf eine lange und ehrwürdige Tradition zurückblicken kann und – nicht ohne Grund – einen hohen Stellenwert hat.

Das grundsätzliche Problem mit system- und darstellungsfunktionalen Herangehensweisen an Grammatik wie Grammatikwandel ist, dass sie keinen allgemeinen Interpretationshorizont abgeben können. Denn einerseits gibt es wohl nur sehr wenige grammatische Kategorien, die obligatorisch in allen Sprachen vorkommen. Andererseits funktionieren erfahrungsgemäß auch die ›alten Systeme‹, bevor sie ab- oder umgebaut werden. Das Argumentationsmuster ›neue Wörter für neue Sachen‹ dürfte kaum auf die Grammatik applizierbar sein. Aber auch auf der Ebene von grammatischen Einzelphänomenen auf einer gegebenen Sprachstufe ist es schwierig, system- und darstellungsfunktional zu argumentieren.

Nehmen wir zuerst ein Beispiel aus Eisenberg (2006).¹¹

11 Das Beispiel steht bei Eisenberg in einem anderen theoretischen Zusammenhang. Mir geht es also hier nicht um eine Auseinandersetzung mit den Kerngedanken des Aufsatzes.

Es geht um die sicherlich richtige Feststellung, dass bestimmte phonologische Eigenschaften die Syntax direkt – ohne semantische oder pragmatische Vermittlung – steuern. Eisenbergs Beispiel ist

die feste Abfolge von Pronomina [im Mittelfeld] und insbesondere das Verhalten der phonologisch leichten Form *es* (z. B. *Hat sie es dir gegeben?* als einzige überhaupt mögliche Abfolge). (Eisenberg 2006, 278)

Soweit die Gegenwartssprache. Im Frnhd. und frühen Nhd. wäre dagegen folgendes Paradigma (!?) des Eisenberg'schen Beispiels erwartbar gewesen (nach Behaghel 1932, 74):

Hat sie mir es gegeben?	Hat sie es uns gegeben?
Hat sie dir es gegeben?	Hat sie es euch gegeben?
Hat sie ihr es / es ihr / es ihm gegeben?	Hat sie es ihnen gegeben?

Auch hier dürften phonologische und prosodische Faktoren eine Rolle gespielt haben – aber eben wohl (auch) andere Faktoren als (nur) die Leichtigkeit des Seins von *es*. Die Wortstellungsperspektivierung ist aspektivisch, d. h., es gibt keinen einheitlichen Sehepunkt, von dem aus die Wortstellungen paradigmatisch begründet werden könnten. Unterscheiden muss man mindestens zwischen einem Singular- und einem Pluralparadigma der Wortstellung phonologisch leichter Formen.

Uns interessiert hier nun die folgende Frage: Kann man den Wortstellungswandel zwischen Frnhd. und Gegenwartssprache mit der phonologischen Leichtigkeit der Formen erklären? War die Form *es* nicht genauso leicht schon im Frnhd.? Und überhaupt: Ist es so, dass das frnhd. System schlechter funktioniert hat als das Nhd.? Musste es unbedingt umgebaut werden?

Man kann natürlich auch weitere analoge Fragen stellen, die zentrale Prozesse des Grammatikwandels im Deutschen betreffen:

Ist es so, dass die frnhd. Ansätze zu einem Aspektsystem notwendigerweise auf der Strecke bleiben mussten? Ist es so, dass sich der Artikel im Deutschen bzw. bereits im Althochdeutschen herausbilden musste? Mussten *sollen* und *wollen* als Futurhilfsverben des Deutschen dem Hilfsverb *werden* unbedingt Platz machen? Musste der pränominal Genitiv postnominal werden oder sich in ein Kompositionsglied verwandeln? Mussten sich Verbal- und Nominalklammer herausbilden? Musste sich die berühmte deutsche Nebensatzwortstellung herausbilden? Muss denn der gegenwartsdeutsche Konnektor *denn* durch *weil* wirklich abgelöst werden? Und nicht nur *denn*, sondern zu allem Überfluss auch noch *da*, das als kausaler Subjunktor überhaupt erst seit dem 17. Jahrhundert existiert? Usw.

Ich schließe mich Reichmann an, der zugespitzt wie folgt formuliert:

Die gesamte Grammatikgeschichte läßt sich nicht aus den Notwendigkeiten klareren Sachbezuges verstehen. (Reichmann 1990, 146)

Hinzuzufügen wäre noch: Die Grammatikgeschichte läßt sich auch nicht aus den Notwendigkeiten effektiverer Gestaltung des *grammatischen* Systems verstehen.

Ließen sich dagegen übergreifende Prinzipien ausfindig machen, die *unabhängig* von dem grammatischen System in Richtung Effektivität zeigen, dann könnte sich deren Wirkung eben auch auf der Ebene grammatischer Systeme zeigen. Damit sind wir bei dem dritten – kognitiv-kulturgeschichtlichen – Typ von Interpretationsmöglichkeit angekommen.

Um einen kognitiv-kulturgeschichtlichen Interpretationshorizont andeungsweise zu umreißen, gehe ich in einem ersten Schritt in Anlehnung an Peter von Polenz (z.B. 1995) davon aus, dass der Sprachsystemwandel nur unter Einbeziehung soziopragmatischer Faktoren betrachtet werden kann. Von Polenz führt drei Gründe an, warum »eine Ausklammerung soziopragmatischer Fragestellungen und Erklärungen nicht angemessen« sei (v. Polenz 1995, 40):

1. Sprachbewußtseinsgeschichte wird zunehmend ein Faktor der Sprachentwicklung.
2. Erfordernisse der stark expandierenden Schreib-/Lesekommunikation beeinflussen Teile des Sprachsystems und seine Entwicklungstendenzen.
3. Reine Sprachsystementwicklung ist sprachgeschichtlich weniger interessant, da das Auftreten sprachlicher Innovationen deren sprachkultureller Durchsetzung und Massenverwendung meist um Jahrhunderte vorangeht.

Ich stimme den Punkten 1–2 voll zu. Allerdings möchte ich den dritten Punkt radikalisieren und zwei weitere Punkte hinzufügen:

- 3'. Es gibt keine reine Sprachsystementwicklung, da das Auftreten sprachlicher Innovationen immer unter ganz bestimmten soziopragmatischen Bedingungen stattfindet.
4. Von diesen Bedingungen abzusehen wäre methodisch genauso falsch wie es falsch wäre, mit größter Selbstverständlichkeit davon auszugehen, dass das Auftreten der zur Diskussion stehenden sprachlichen Innovationen *nur* unter den gegebenen soziopragmatischen Bedingungen stattfinden *kann*. Dies ist übrigens auch ein Punkt, wo es grammatiktheoretischer Aufklärungsarbeit bedürfte.
5. Man sollte mindestens drei Grundtypen von soziopragmatischen Bedingungen voneinander unterscheiden.

Diese drei Grundtypen von soziopragmatischen Bedingungen stellen gewissermaßen auch drei Abstraktionsebenen zwischen ›historisch-konkret‹ und ›historisch-abstrakt‹ dar:

1. soziopragmatisch (im engeren von Polenz'schen Sinne);
2. mentalitätsgeschichtlich;
3. kognitiv-kulturgeschichtlich.¹²

12 Nach Angelika Linke (1996, 25 f.) sind unter Kultur kognitive und eher bewusst steuernde,

Für (Um-)Parametrisierungen dürften nur 2 und 3 in Frage kommen: für (Um-)Parametrisierungen in der Lexik(geschichte) 2 wie 3, für (Um-)Parametrisierungen in der Grammatik(geschichte) wohl eher nur 3.

Für Diversität innerhalb des Wirkungsbereichs eines Parameters sind einerseits die sprachsystematischen Dispositionen, andererseits die im engeren Sinne soziopragmatischen Bedingungen verantwortlich.

Aus der Sicht unserer grammatischen Betrachtungen dürften also die kognitiv-kulturgeschichtlichen Bedingungen von Bedeutung sein. Was ist nun unter »kognitiv-kulturgeschichtlichen Bedingungen« zu verstehen?

Darunter verstehe ich in Anlehnung an Eckart Scheerer (1993) erworbene Eigenschaften des kognitiven Systems, die an großformatige kulturhistorische Entwicklungen gebunden sind.

Scheerer geht davon aus, dass die beiden führenden Theorien der Kognitionsforschung, der Kognitivismus (Symbolverarbeitungstheorie) und der Konnektionismus (Netzwerktheorie), nicht als »synchrone« Theoriekonkurrenten aufzufassen seien, sondern dass sich mit ihrer Hilfe eher die historische Entwicklung des kognitiven Systems adäquat modellieren lasse. Er argumentiert, dass primär orales Denken konnexionistisch, literales Denken dagegen symbolorientiert zu beschreiben sei. Da literales Denken erst historisch erworben wird, setze der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus, aber nicht umgekehrt.

Diese Auffassung hat zwei wichtige Implikationen (s. auch Ágel 2003, 11 f.):

1. Gebunden an die Schriftkultur entsteht *unabhängig* von dem grammatischen System ein kognitives System, das unsere Wahrnehmung von Sprechereignissen, unsere gesamte Einstellung zum Sprechen grundlegend verändert. Um diese von Scheerer umrissene literalisierte und »kognitivierte« Disposition aus grammatischer Sicht zu charakterisieren, benutzt Peter Eisenberg den Begriff der *Symbolgrammatik*. Der Symbolgrammatik stellt er die oral-konnektionistisch geprägte *Kontextgrammatik* gegenüber (Eisenberg 1995, 26).
2. Die zweite wichtige Implikation des Scheerer'schen Modells ist, dass die neuen symbolorientierten Denkmuster die alten netzwerkorientierten nicht verdrängen, sondern überlagern. In diesem Sinne kann von einer *vertikalen Kognitivierung des Konnektionismus*, d.h. von einer vertikalen Umschichtung von konnexionistisch-symbolbasierten Eigenschaften des kognitiven Systems gesprochen werden. Als relevante Vertikalisierungsdimensionen kämen dabei nach Reichmann (2003) die folgenden sechs in Betracht:¹³
 - (a) sprachsoziologisch;
 - (b) medial;
 - (c) strukturell;

unter Mentalität affektive und eher unbewusst steuernde Dispositionen zu verstehen. Mentalität ist nach Fritz Hermanns (1995, 77) die Gesamtheit von Gewohnheiten und Dispositionen des Denkens, Fühlens und Wollens/Sollens in sozialen Gruppen.

13 Eingeführt wurde der Begriff »Vertikalisierung« in Reichmann 1988 und 1990.

- (d) sprachbewusstseinsgeschichtlich;
- (e) sprachgebrauchsgeschichtlich;
- (f) sprachkontaktgeschichtlich.

Aus der Sicht des Scheerer'schen Theorems wie auch aus grammatiktheoretischer Sicht sind dabei die ersten vier von Belang, weil qua (b) und (c) eine unabhängige methodische Bestätigung des Scheerer'schen Ansatzes vorliegt und weil qua (a), (b) und (c) dessen sprachphänomenologischer und qua (d) dessen theoretisch-ideologischer Hintergrund beleuchtet werden.¹⁴

Mit Hilfe von Merkmalen, die in Scheerer 1993, Eisenberg 1995, Himmelmann 1997, Ágel 2003 und Reichmann 2003 angeführt werden, lässt sich auch eine grobe Gegenüberstellung von kontext- und symbolgrammatischer Strukturierung vornehmen:

Kontextgrammatisches Prinzip:	Symbolgrammatisches Prinzip:
Formelhaftigkeit	Propositionalität
Analogiebildung	Kompositionalität
Lose Fügung	Kompaktheit
Formale Inkonzanz	Formale Konstanz
Polyfunktionalität	Funktionale Eindeutigkeit
Varianz	Invarianz
Analogizität (Dichte)	Digitalität (Diskretheit)
Prosodie	Segmentbezogenheit
(prosodische Distinktivität)	(segmentale Distinktivität)

Ich betrachte ›Kontextgrammatik‹ und ›Symbolgrammatik‹ als übergreifende Prinzipien der grammatischen Organisation und bezeichne sie daher als das *Kontextgrammatische Prinzip* und das *Symbolgrammatische Prinzip*.

Klärungsbedürftig ist allerdings der theoretische Status der diesen Prinzipien zugeordneten (bzw. noch nicht zugeordneten) Merkmale. Können sie gebündelt und zu Parametern zusammengefasst werden oder sind sie eher als Einzelmerkmale aufzufassen?

Ich gehe von der methodischen Überlegung aus, dass diejenigen Merkmale einem Parameter zugeordnet werden können, die sich auf relativ autonome Eigenschaften des kognitiven Systems und dadurch – indirekt – auf relativ autonome kulturgestaltende Eigenschaften zurückführen lassen. Was nun den innerhalb des Kontextgrammatischen Prinzips postulierten Aggregationsparameter und den innerhalb des Symbolgrammatischen Prinzips postulierten Integrationsparameter anbelangt, kann ich auf keine ›schlagenden‹ Evidenzen verweisen. Mir scheint allerdings, dass das auf Aristoteles zurückgehende objektorientierte, d.h.

¹⁴ Der theoretisch-ideologische Hintergrund wird bereits in der Barockzeit – insbesondere durch die Begriffe *Deutlichkeit*, *Eigentlichkeit*, *Eindeutigkeit* der rationalistischen Sprachtheorie – sichtbar (Gardt 1994; Reichmann 1992 und 1995).

aspektivische, *Substanzdenken* der Antike und des Mittelalters und das dieses ablösende subjektorientierte, d. h. einen Sehepunkt mitkonstituierende, *Relations- und Funktionsdenken* der Neuzeit (Köller 2004, 188 ff.) als geistesgeschichtliche Korrelate der die genannten Parameter begründenden Eigenschaften des kognitiven Systems betrachtet werden können.

Ich möchte die beiden Parameter wie folgt charakterisieren (offene Merkmaliste):

Aggregationsparameter = Polyzentrische Organisation:	Integrationsparameter = Monozentrische Organisation:
Statusheterologie Selbstständigkeit Syntagmatik Nicht-Propositionalität Formenakkumulation Funktionsakkumulation	Statushomologie Hierarchie Paradigmatik Propositionalität Formendissimilation Funktionsdissimilation

Kurzkommentare:

1. Statusheterologie/-homologie (zwischen Syntax und Semantik/Pragmatik): Bei Statushomologie entspricht syntaktischer Superordination semantische (und/oder pragmatische) Superordination oder umgekehrt syntaktischer Subordination semantische (und/oder pragmatische) Subordination. Bei Statusheterologie ist das nicht der Fall.
2. Selbstständigkeit/Hierarchie: Grammatische Integration geht immer mit (verstärkter) Hierarchiebildung einher. Beispielsweise lässt sich Rektion (s. den dritten Beispieltyp in Kapitel 2 oben) als Grammatikalisierung gerichteter Aggregation rekonstruieren (Ágel 2003, 22).
3. Syntagmatik/Paradigmatik: Die Rekonstruktion des frnhd. und frühen nhd. »Paradigmas« (!) von *Hat sie mir es gegeben?* oben deutet darauf hin, dass das Sprechen von damals nicht durchgängig paradigmatisch organisiert war. Zumindest spielte das Syntagma als Organisationseinheit des Sprechens ganz offensichtlich eine größere Rolle als in der heutigen Standardsprache, denn sonst könnte der Wechsel der grammatischen Kategorien des dativischen Personalpronomens die Wortstellung nicht beeinflussen.
4. (Nicht-)Propositionalität: Die Proposition gilt als digitales und modulares Organisationsformat für sprachliche Inhalte (Van Lancker 1987: 55 ff.). Die Übertragung des Propositionsbegriffs auf die Beschreibung von kontextgrammatisch organisierten Inhalten wäre daher gegenstands inadäquat.
5. Akkumulation/Dissimilation: In der Organisationseinheit, die die Symbolgrammatik »Satz« zu nennen pflegt, gilt die Akkumulation sowohl von grammatischen Funktionen als auch von Formen, die grammatische Funktionen markieren sollen, als systemwidrig. Denn gearbeitet wird mit dem Postulat der Dissimilation: Einerseits darf eine grammatische Funktion nur einmal in ei-

nem Satz realisiert werden. Andererseits muss sich die Form, die eine grammatische Funktion markiert, von allen Formen, die die anderen grammatischen Funktionen im Satz markieren, deutlich unterscheiden. Die Zufallsbeispiele unten aus dem 17. Jahrhundert deuten jedoch darauf hin, dass Dis-similation kein universales Merkmal darstellt: In (13) wird die Lokalbestimmung akkumuliert; in der ›Kaufszene‹ (14) werden sowohl Verkäufer als auch Preis durch von derselben Präposition (*umb*) eingeleitete Präpositional-syn-tagmen realisiert:¹⁵

- (13) [...] ein Mann, der [...] *in der Unterpfaltz* susnten wonhafft wahr *zur Ney-statt bey der großen Linden* (Güntzer 1657/2002, 41r)
- (14) Diesen Hoff haben wir gekaufft *umb* Hans Krämern [...] vor und *umb* siebenhundert Gulden. (Bauernleben 1636–67/1998, 35)

5. »Grammatische Aufklärung«

Zum Schluss möchte ich noch den vorliegenden Beitrag in den Kontext des Tagungsthemas einbetten, indem ich kurz die folgende Frage zu beantworten suche: Wie könnte man in einer Schriftkultur »grammatische Aufklärung« im Sinne der Thesen 1–4 betreiben?

Ich nutze das Papier der Tagungsorganisatoren, um einige denkbare Möglichkeiten zu nennen:

1. Die Grammatiktheorie hat insofern eine ›Bringschuld‹ gegenüber dem Sprachbenutzer, als sie darauf achten muss, keine Eigenschaften eines historisch erworbenen und kulturell motivierten kognitiven Systems zu verabsolutieren. Denn dieses kognitive System ist auch ›des Sprachbenutzers‹.
2. Die Grammatiktheorie hat insofern eine ›Bringschuld‹ gegenüber dem Sprachbenutzer, als sie ihm zeigen muss, dass sie in der Lage ist, sich in das System Historischer Disziplinen zu integrieren. Insofern die neuzeitliche Veränderung des kognitiven Systems auch das kognitive System von Physikern betrifft, dürfte aber die Physik vor vergleichbaren Problemen stehen.
3. Normierer sind – so wie auch die Linguisten – ›Produkte‹ der Herausbildung des Symbolgrammatischen Prinzips. Man kann sie weder abschaffen noch ersetzen. Man kann aber ihre Tätigkeit relativieren, indem man auf die Wirksamkeit auch des Kontextgrammatischen Prinzips verweist.
4. Grammatiker haben insofern eine ›Bringschuld‹ gegenüber dem Sprachbenutzer, als sie sich genauestens überlegen müssen, was sie als ›reine Deskription‹ betrachten.
5. Schulgrammatiker und Lehrbuchautoren haben insofern eine ›Bringschuld‹ gegenüber Lehrern und Schülern, als sie sich überlegen müssten, wie der

15 Die akkumulierte Adverbialfunktion und die akkumulierten Präpositionen wurden in den Belegen kursiviert.

Grammatikunterricht durch eine kontrollierte Mischung von kontext- und symbolgrammatisch fundiertem Wissen wirklichkeitsnäher gestaltet werden könnte.

These 5 hebt also im Wesentlichen auf einen zentralen Gedanken in dem Papier der Tagungsorganisatoren ab: Man hat

die Genese von Schriftlichkeit und schriftlicher Sprache sowie deren theoretische Thematisierung im Fach als einen doppelseitigen Aufklärungsprozess zu sehen, der die Gesellschaft gleichermaßen wie die Linguistik erfasst hat. (S. 2)*

6. Quellen und Literatur

6.1 Quellen

Bauernleben (1636–67/1998): Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis 1636–1667. Hg. von Wilhelm A. Eckhardt und Helmut Klingelhöfer. Mit einer Einführung von Gerhard Menk. Marburg/Lahn. [= *Beiträge zur Hessischen Geschichte* 13].

Duden - Deutsches Universalwörterbuch (2003). 5. Aufl. Mannheim. [CD-ROM].

Güntzer, Augustin (1657/2002): Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. Hg. v. Sebastian Brändle. Köln/Weimar/Wien. [= *Selbstzeugnisse der Neuzeit* 8].

6.2 Literatur

Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Anja Lobenstein-Reichmann / Oskar Reichmann (Hg.): *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 243], 1–46

Assmann, Jan (2002): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 4. Aufl. München. [= *becksche reihe* 1307].

Behaghel, Otto (1923, 1924, 1928, 1932): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. 4 Bde. Heidelberg. [= *Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher; Grammatiken* 10].

Ebert, Robert Peter (1993): *Syntax*. In: Oskar Reichmann / Klaus-Peter Wegera (Hg.): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen. [= *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/12*], 313–484.

Eisenberg, Peter (1995): *Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. Ein Versuch an ausgewählten Themen der Morphologie*. In: Vilmos Ágel / Rita Brdar-Szabó (Hg.): *Grammatik und deutsche Grammatiken*. Tübingen. [= *Linguistische Arbeiten* 330], 23–38.

– (2006): *Sollen Grammatiken die gesprochene Sprache beschreiben? Sprachmodalität und Sprachstandard*. In: Vilmos Ágel / Mathilde Hennig (Hg.): *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 269], 264–284.

* Ich danke für die Unterstützung, die mir im Rahmen von OTKA (T 034340 NYE) zuteil wird.

- Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin/New York.
- Heringer, Hans Jürgen (1984): Neues von der Verbszene. In: Gerhard Stickel (Hg.): Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des *Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf [= *Sprache der Gegenwart* 60], 34–64.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 156], 69–101.
- Himmelfmann, Nikolaus P. (1997): Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. Tübingen. [= *Linguistische Arbeiten* 362].
- Hopper, Paul J. (1998): Emergent Grammar. In: Michael Tomasello (Hg.): *The New Psychology of Language. Cognitive and Functional Approaches to Language Structure*. Mahwah N.J./London, 155–175.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1990): Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch. Tübingen. [= *Romanistische Arbeitshefte* 31].
- Köller, Wilhelm (1993): Perspektivität in Bildern und Sprachsystemen. In: Peter Eisenberg / Peter Klotz (Hg.): *Deutsch im Gespräch*. Stuttgart, 15–34.
- (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York.
- van Lancker, Diana (1987): Nonpropositional speech: Neurolinguistic Studies. In: A. W. Ellis (Hg.): *Progress in the psychology of language*. Vol. 3. Hillsdale, N.J., 49–118.
- Linke, Angelika (1996): Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart/Weimar.
- von Polenz, Peter (1995): Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche. In: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 156], 39–67.
- Raible, Wolfgang (1992): Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration. Heidelberg. [= *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse* 1992/2].
- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Horst Haider Munske / Peter von Polenz / Oskar Reichmann / Reiner Hildebrandt (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York, 151–180.
- (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Werner Besch (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M. u. a., 141–158.
- (1992): *Deutlichkeit* in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Harald Burger / Alois M. Haas / Peter von Matt (Hg.): *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache*. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Berlin/New York, 448–480.
- (1995): Die Konzepte von ›Deutlichkeit‹ und ›Eindeutigkeit‹ in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts. In: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier, Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 156], 169–197.

- (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele / Helen Christen / Sibylle Germann / Ingrid Hove (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York. [= *Studia Linguistica Germanica* 65], 29-56.
- Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit - Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In: Jürgen Baurmann / Hartmut Günther / Ulrich Knoop (Hg.): homo scribens. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. Tübingen. [= *Reihe Germanistische Linguistik* 134], 141-176.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst / Schreiber, Herbert (1983): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Adjektive. Leipzig.